

Nr. 238. Bromberg, den 14. Oktober 1936

Odegaard.

Kriminal-Roman von Otto Hans Braun.

19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wie sollte er sich jetzt hier hinausfinden?

Er tastete im Raume umher und gelangte an die Tür. Er mußte jedoch feststellen, daß sie ohne Klinke war. Meißel und Hammer fielen ihm ein, die Odegaard in der Hand gehabt. Beides mußte noch irgendwo am Boden liegen. Er suchte ganz systematisch jedes Fleckchen ab. Umsonst! Nichts war ihm geblieben als die Waffe, mit der nichts anzufangen war.

Wieder suchte er die Tür und warf sich mit aller Kraft dagegen. Ja, wenn es eine gewöhnliche Tür gewesen wäre, dann hätte er sie auch ohne Klinke geöffnet. Aus schweren Bohlen war sie gefertigt und noch mit Blech beschlagen.

Hier hatte Wüten keinen Zweck, hier galt es, mit Ruhe und Überlegung vorzugehen.

Motorgeräusch machte ihn aufhorchen. Er glaubte zunächst, es töne von der Straße zu ihm herüber, aber bei der Entfernung würde er es kaum so deutlich vernommen haben. Nein, nein, der Motor war ganz in seiner Nähe. Zu welchem Zweck? Irgendeine schwerwiegende Bedeutung mußte es haben. Aber welcher Art war sie? Wie konnte er das herausbekommen?

Es litt ihn nicht, tatenlos herumzustehen. Er mußte unbedingt etwas unternehmen. Aufs neue strich er mit den Händen an den Wänden entlang, um eine Stelle ausfindig zu machen, wo er mit einem Angriff ansetzen konnte.

Eine Entdeckung ließ ihn jäh zurückschrecken. Seine Finger hatten ein Loch in der Wand wahrgenommen. In diesem lag ein Rohr. Es wurde ihm bald klar, daß der Motor nur deshalb in Gang gesetzt worden war, um mittels einer Luftpumpe ihm die zum Atmen nötige Luft zu entziehen.

Dieses Rohr mit einem Schuß zu durchlöchern, war sein erster Gedanke. Dreimal schoß er hinein, dann war das Magazin seiner Waffe leer. Er warf den nutzlosen Revolver gegen die Wand. Mit einem Taschentuch suchte er das Rohr zu verstopfen. Es wurde glatt weggezogen. Seine Schüsse hatte keine Wirkung gehabt. Unentmutigt zog er den Rock aus, um die Öffnung mit dem Ärmel luftdicht zu machen. Es gelang ihm nicht vollständig. Die Saugkraft war zu stark. Dennoch erreichte er, daß die Wirkung der Luftpumpe herabgesetzt wurde.

Einigermaßen beruhigt begann er aufs neue nach einer schwachen Stelle seines Gefängnisses zu forschen, die ihm das Ausbrechen ermöglichte. Er stellte nur fest, daß das Gefüge der Wände vorzüglich war und ein Angriff nirgend Erfolg versprach. Die Zeit verrann.

Noch immer wartete er vergeblich auf Befreiung. Er sagte sich, daß dem Chauffeur doch unbedingt Bedenken kommen mußten, wenn Odegaard allein an den Wagen zurückkehrte. Keine Erklärung, sie mochte noch so gut begründet sein, konnte ausreichen, um jeden Verdacht zu zerstreuen. Der Fahrer mußte also argwöhnisch werden. Aber konnte ihm das nützen? Odegaard würde doch sehr wahrscheinlich auch damit gerechnet haben. Bei seiner Brutalität würde er vor keinem neuen Mord zurückschrecken. Es war wohl unsinnig, auf die Hilfe des Taximannes zu hoffen.

Er litt an Atemnot. Er mußte unbedingt dieses Loch besser verstopfen. Er tat, was sich nur irgend erreichen ließ. Es konnte eigentlich kaum noch Luft entweichen. Trotzdem verringerte sie sich in grauenerregender Weise.

Noch ein zweites Loch mußte vorhanden sein! Mit ausgestreckten zitternden Fingern fühlte er die gefahrbringende Wand ab. Wie er sich reckte und dehnte, verspürte er Schwäche in den Knien. Ein Schwindelgefühl überkam ihn. Kürzer und kürzer wurde sein Atem. Er keuchte merklich. Da, endlich fand er die zweite Öffnung. Dicht an der Decke. Sie war längst nicht so groß wie die erste. Er knöpfte die Weste auf. Es ging langsam, so viel er sich auch beeilen wollte. Endlich hatte er sie aus und reckte sich hoch, um es zu verstopfen.

Der Schleier, der sich allmählich über sein Denken gebreitet hatte, wurde dichter und dichter, senkte sich fester auf sein Hirn. Stöhnend und röchelnd sank er zu Boden. Die Weste fiel neben ihn.

22.

Als Wolter auf seinen Anruf immer nur das Freizeichen hörte, schöpfte er Verdacht, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. Die Annahme, daß Charly etwa von einem Kunden abgehalten wurde, ans Telephon zu gehen, konnte nicht zutreffen. Es mußte etwas passiert sein.

Wenige Minunten später jagte Wolter im Auto nach der Vorstelschen Wohnung und fand hier seinen Verdacht bestätigt. Der Zettel, den Charly ihm hinterlassen, und den ihm die Pförtnersfrau überreichte, beruhigte ihn keineswegs, er erregte ihn nur noch mehr. Er war sich nun gewiß, daß der gutgläubige Charly in eine Falle gelockt worden war. Er sah nach der Uhr. Es war keine Zeit zu verlieren.

Von der Vorstelschen Wohnung rief er die Landpolizeistation an, die schon bei der Untersuchung des Flugzeugunglücks mitgewirkt hatte, und unterrichtete sie eingehend. Er gab Auftrag, die Straße zwischen Olsdorf und Wendhausen zu überwachen, das dort etwa eintreffende Wiener Droschkenauto anzuhalten und die Insassen bis zu seinem Eintreffen in Schutzhaft zu nehmen. Er selbst komme mit dem Flugzeug.

Sein zweiter Anruf galt der Polizeistation auf dem Flugplatz, die ihm zusicherte, in einer Viertelstunde eine Maschine startbereit zu halten.

In unheimlich schnellem Flug steuerte der Pilot der Stelle zu, wo der Fallschirm niedergegangen war. Lange bevor diese erreicht wurde, spähte Wolter angestrengt zur Erde hinab. Endlich erkannte er die aus dem Waldstück herausführende Straße nach Olsdorf. Nichts bewegte sich auf ihr. Sie lag verlassen.

Die Maschine senkte sich bereits, da schoß aus dem Walde heraus ein Auto, in dem Wolter die Wiener Taxe erkannte, die trotz der schlechten Straße in voller Fahrt

Olsdorf zustrebte. Als das kleine Sportflugzeug die Erde erreichte, sah Wolter ein zweites, das der Landpolizei, die Verfolgung aufnehmen.

Wolter sprang aus der Maschine und eilte in gewaltigen Sätzen der Straße zu. Ein Polizist stürmte ihm entgegen.

„Was ist denn los?" schrie Wolter schon von weitem.

Die Kunde, die ihm wurde, bestätigte vollauf seine schweren Befürchtungen.

Die Landpolizisten hatten von Wendhausen kommend, schon von weitem die haltende Taxe gesehen. In erhöhter Fahrt jagten sie darauf zu. Da setzte sich diese in Bewegung. Beim Erreichen des Haltepunkts des Autos fanden sie einen bewußtlosen Mann am Boden, den Droschkenfahrer, der niedergeschlagen worden war und nun berichtete, er habe in der Kandlgasse zwei Fahrgäste aufgenommen, die er hierhergebracht. Die beiden hätten sich auf das Gelände begeben. Der eine, nach seiner Ansicht der vertrauenswürdigere der beiden, der ihm eine Vorauszahlung gegeben hatte, hatte erklärt, daß sie in einer Viertelstunde wieder zurück sein würden. Erst nach einer reichlichen halben Stunde sei der andere allein wiedergekommen. Ihm sei das sehr merkwürdig erschienen, und als er aufgefordert wurde, den Mann nach Olsdorf zu bringen, habe er nicht eher abfahren wollen, als bis der jüngere auch wieder da sei. Nach kurzem Wortwechsel sei er zu Boden geschlagen worden. Wo der junge Mann geblieben sei, wisse er nicht.

Ohne langes Überlegen setzte Wolter, von zwei Landpolizisten gefolgt, über den Drahtzaun. Er wußte ja von der Vorstel, daß sich hier ein Kellerbau befand, und nur dort konnte Birkner zu finden sein.

Selbst wenn Odegaard-Kruschnik die Öffnung sorgfältig verschlossen hätte, würde Wolter mit Leichtigkeit den Eingang gefunden haben, denn ein leises Brummen, das sich wie dumpfes Motorgeräusch anhörte, verriet ihm die Baustelle.

Vorsichtig mit leuchtenden Taschenlampen, stiegen sie die Stufen hinunter. Wolter kümmerte sich nicht viel um die Räumlichkeiten, er wollte vor allem wissen, was es mit diesem Motor auf sich habe, der hier unten in vollem Betrieb war. Nur dessen Geräusch ging er nach. Ihn finden und abstellen, war der ihn beherrschende Gedanke. Daß der eine verhängnisvolle Tätigkeit ausübte, konnte nicht zweifelhaft sein.

Er fand ihn, sah die nach dem Nebenraum gelegten Rohre und da enthüllte sich ihm mit grauenhafter Deutlichkeit die Wirkungsweise des verbrecherischen Mechanismus.

„So ein Satanskerl!"

Weiter kam Wolter in seinen Gedanken nicht. Ein Landpolizist hatte die schwere Tür entdeckt und versuchte vergeblich, sie zu öffnen.

„Schlagen Sie die Tür ein! Dahinter muß er sein! Schnell! Um Gotteswillen schnell!"

Er eilte hin, um selbst tatkräftig mitzuhelfen. Aber die dicke Bohlentür spottete ihren Bemühungen. Der zweite Landpolizist hatte eine Axt bei sich. Dröhnend hallten die wuchtigen Schläge durch den Kellerraum. Die Tür schien sich nicht öffnen lassen zu wollen. Es war ein zweckloses Unterfangen, das Holz zu zersplittern. Sie konnten sich nur dadurch Zugang verschaffen, daß sie das Schloß entzweischlugen. Darauf richteten sie jetzt alle ihre Anstrengungen. Endlich sahen sie Erfolg. Das Schloß gab nach. Die drei Männer warfen sich mit aller Wucht gegen die Tür. Unter Krachen sprang sie auf.

Ein dunkler Raum gähnte vor ihnen auf. Mit Taschenlampen erhellten sie ihn.

Am Boden ausgestreckt lag Charly Birkner. Sein Mund war weit geöffnet, wie nach Luft ringend, seine Arme emporgereckt, die gespreizten Finger leicht gekrümmt. Er bot ein erschreckendes Bild.

Wolter stürzte zu ihm, beugte sich hinab und tat gleich darauf einen befriedigenden Atemzug. Der junge Mann war nicht tot, sein Herz schlug noch, wenn auch sehr schwach.

„Schnell, schaffen Sie ihn hinauf ans Tageslicht! Ihm fehlt nichts als frische Luft!"

Behutsam nahmen die beiden Polizisten Charly auf und trugen ihn ins Freie.

Sinnend schritt der Kriminalkommissar hinter ihnen her und murmelte vor sich hin:

„Genau dieselben Symptome! Armer Junge, beinahe wäre es auch um dich geschehen gewesen! Aber du hast nicht umsonst gelitten, du hast uns durch deine Qual das Geheimnis von Serivanichs Tod enthüllt." Unter dem wohltätigen Einfluß der frischen Luft erholte sich Charly schnell von den ausgestandenen Strapazen und konnte Wolter nun ausführlich berichten, was sich zugetragen hatte.

„Ich bin nur froh", sagte Wolter, „daß alles noch so abgelaufen ist. Sie waren reichlich leichtsinnig Herr Birkner. Es würde ihren Ruhm nicht geschmälert haben, wenn Sie mir Kruschniks Festnahme überlassen hätten."

„Kruschnik? Von wem sprechen Sie denn?"

Wolter lachte.

„Ja, mein lieber Herr Birkner, Ihr Odegaard heißt nämlich Kruschnik. Das konnten Sie freilich nicht wissen. Aber schließlich ist die Hauptsache, daß Sie den Verbrecher gefunden haben."

Ein Polizist, der mit einem Motorrad herbeigeeilt war, überbrachte Wolter eine Meldung.

Das Polizeiauto hatte den flüchtenden Kruschnik mit seiner Taxe verfolgt. An einer Wegbiegung hatte dieser seine Gegner durch Schüsse aufhalten wollen. Sie hatten das Feuer erwidert und Kruschnik schwer verletzt. Er war zu dem Landarzt Dr. Kurth ins Kreisstädtchen nach Ohlenbeck gebracht worden.

„Nach Ansicht des Arztes", berichtete der Mann weiter, „dürfte er den Abend nicht mehr erleben."

„Ich bitte, hier auf mich zu warten, bis ich zurückkomme, oder bis ich weitere Befehle erteile. Da der Wagen des Chauffeurs in Ordnung zu sein scheint, kann er ihm sofort zurückgegeben werden. — Und Sie haben wohl die Freundlichkeit", setzte Wolter an den Fahrer gewendet hinzu, „sich morgen zur Vernehmung auf der Polizeidirektion einzufinden."

Nach einem Händedruck mit Charly schwang Wolter sich auf den Soziussitz des Motorrades und ließ sich von dem Motorpolizisten zu Dr. Kurth bringen.

Der alte Herr erkannte Wolter sofort wieder.

„Ihr Patient ist augenblicklich ohne Bewußtsein. Ich weiß auch nicht, ob er es noch einmal zurückerlangen wird."

„Herr Doktor, ich bitte Sie dringend, setzen Sie alles daran, daß er es noch einmal wiedererlangt. Ich muß verschiedene Fragen von ihm beantwortet haben. Sie wissen doch wohl, um was für einen Mann es sich handelt?"

„Die Polizisten sagten mir, es sei ein Verbrecher, den sie beim Aufgreifen angeschossen hätten."

„Ja, das stimmt so weit. Es ist aber kein gewöhnlicher Verbrecher. Dieser Kruschnik hat das Flugzeugunglück verursacht! Einen achtfachen Tod hat er verdient, der Lump!"

„O Gott, dieser Halunke ist es. Ich gehe sofort zu ihm und werde Sie rufen lassen, wenn eine Vernehmung angängig ist."

Wolter verbrachte die Zwischenzeit nicht untätig. Er hatte sich Kruschniks Kleidung geben lassen und durchsuchte sie. Das Wichtigste, was er darin fand, waren die blutdurchtränkten Bergholdschen Dokumente. Außerdem zwei Pässe, von denen der eine auf den Namen Odegaard, der andere auf Kruschnik lautete. Ob der erstere eine Fälschung war, ließ sich nicht sofort erkennen. Das war Sache des zuständigen Dezernats.

Kurze Zeit später winkte ihm der Arzt zu kommen. Wolter folgte ihm.

Auf einem schnell bereiteten Lager ruhte Kruschnik. Sein Gesicht war fast weiß, seine Lippen zusammengekniffen, die Augen hatte er geschlossen. Wolter trat an die Ruhestätte.

„Herr Kruschnik", sagte er und berührte leicht den Arm des Mannes, „ich muß einige Fragen an Sie richten."

Der Angeredete öffnete die Augen und blickte den vor ihm stehenden Kommissar an.

„Geben Sie zu, Paul Kruschnik zu sein, der unter dem Namen Lars Odegaard am gleichen Tage wie der Prokurist Windisch das Züricher Flugzeug benutzte, es in Brand steckte und sich dann durch Fallschirmabsprung rettete?"

Kein Wort der Erwiderung. Nur ein Blick antwortete Wolter. In ihm lag Verachtung und Hohn, auch so etwas wie: warum fragst du mich, du weißt es ja!

(Fortsetzung folgt.)

Die Stürze des Herrn Talkington.

Kuriositäten auf dem Gebiete des Pferdesports.

Von Dr. Hans Steen.

Der Sommer brachte in vielen Ländern der Welt eine Hochflut von pferdesportlichen Ereignissen. In Ascot, Longchamps, Auteuil, Hamburg/Horn, Baden-Baden, München/Riem und zahllosen anderen altberühmten Rennplätzen trafen sich die besten Pferde zum Kampf über die „Flache", die Hürden oder gar im Jagdspringen. Aus dieser Atmosphäre seien nachfolgend einige Kuriositäten erzählt.

Was ein richtiger Reiter verträgt.

Es sind gut 50 Jahre her, da starb einer der berühmtesten Parforcereiter, die je in England gelebt haben. Wenn man sich die Verletzungen einmal vergegenwärtigt, die George Talkington bei diesem Sport erhalten hat, kann man sich einen Begriff davon machen, was ein richtiger Reiter in dieser Hinsicht verträgt. Sie werden der Reihenfolge nach einmal aufgezählt: Schulter gebrochen — Schädelbruch mit Trepanation — linker Arm zweimal gebrochen — drei Rippen gebrochen — Stirnwunde — Eßbesteck und Federmesser bei einem Sturz in den Oberschenkel getrieben — drei Rippen gebrochen — Bruch von sieben Rippen — von einem Pferd ins Gesicht geschlagen und dabei das linke Auge eingebüßt — Verletzung des Rückens — zwei Rippen und das Brustbein gebrochen — bei einem Sturz die Sehnen des Knies gerissen und Kniescheibe abgeschlagen. Als unser Parforcereiter immer noch nicht von dem Reitsport genug hatte und ein paar Male wie tot aus dem Wasser gezogen worden war, feierte in seltener Frische seinen 60. Geburtstag mit dem Versprechen, doch in Zukunft etwas mehr Schonung zu üben. Als er aber 76 Jahre alt war, erwischte es ihn wieder. Beim Sprung über eine Hecke wurde ihm die linke Wade abgerissen. Nach langem Krankenlager saß er wieder im Sattel, bis ihm mit 80 Jahren nach einem Sturz eine Zehe amputiert werden mußte. Auch das konnte den tapferen Reiter nicht hinter den Ofen bringen. Er freute sich diebisch darauf, bei der Paforce der Königin mitmachen zu dürfen. Auf dieser Veranstaltung aber traf ihn im Sattel der Schlag. Ein echter Reiter war einen rechten Reitertod gestorben.

Ein tolles Stückchen.

Rennreiter sind wagemutige Burschen. So stellte 1913 der damalige Leutnant Egan-Krieger einen Rekord auf, der lange Jahre nicht geschlagen werden konnte. Der Offizier startete beim Magdeburger Rennen in der ersten Konkurrenz des Tages mit seinem Pferd Jaspis gegen sechs Konkurrenten und gewann prompt sein Rennen. Kaum war er zurückgewogen, als er sich so schnell wie möglich zum Flugplatz begab. Dort stieg er in ein bereitgestelltes Flugzeug und flog nach Berlin. Auf der Rennbahn Grunewald landete zum Erstaunen des Publikums kurz vor dem fünften Rennen um den „Preis von Leipzig" mitten auf dem Geläuf ein Flugzeug. Leutnant Egan-Krieger sprang heraus, ließ sich mit seinem Pferd „Dragoner" noch schnell einwiegen und gewann das Rennen gegen acht andere Reiter! Selten hat ein Reiter so viel Applaus gehabt wie damals auf der Grunewaldrennbahn Egan-Krieger mit seinem „Dragoner". — Der englische Flieger Captain G. P. Olley erzählt, daß er einmal die berühmten Jockeis Gordon Richards, Harry Wragg und Johnny Dines von London nach dem Rennplatz von Ayr bringen sollte. Es war dichter Nebel und so dauerte der Flug länger als erwartet. Zwei Minuten vor dem ersten Start setzte der Apparat auf der Rennbahn auf, und Gordon Richards, der sich bereits im Flugzeug umgekleidet hatte, mußte sofort auf das Pferd. Trotz dieser immerhin etwas eiligen Art der Beförderung gewann Richards an dem betreffenden Nachmittag drei aufeinander folgende Rennen, während Wragg sich die beiden folgenden holte.

Siegserien und Rekordquoten.

Es hat auf der Welt noch niemals einen Jockei gegeben, der bei allen Rennen des Tages im Sattel saß und alle diese Rennen siegreich beendete. Den bisherigen Rekord hält natürlich ein Amerikaner. Auf der Rennbahn von Ravena (Ohio) stieg Sylvester achtmal in den Sattel und gewann davon sieben Rennen. In Europa erreichte der englische Jockei George im Jahre 1870 zum ersten Male eine sechsfache Siegesserie in Fordham. Solche Leistungen sind später oft wiederholt worden. In Deutschland war es Otto Schmidt, der 1930 im Grunewald beim Hindenburgrennen siebenmal in den Sattel stieg und dann fünf Sieger und einen Zweitplacierten durchs Ziel steuerte. Sind also Siegserien recht selten, so lassen auch zum Leidwesen der Wetter die Rekordquoten meist lange auf sich warten. Die höchste Quote, die jemals ein siegendes Pferd seinen Wettern beschert hat, wurde auf einer indischen Rennbahn erzielt. Sie betrug 17 409 : 10. Jemand, der also 10 Mark am Totalisator auf den Sieg dieses Pferdes gesetzt hatte, bekam die Riesensumme von 17 409 Mark zurück! Riesenquoten in Amerika oder Europa sind auch nicht annähernd in diese Höhe gekommen.

Gegen Überraschungen gesichert?

Einfältige Leute meinen immer, es läge eine Schiebung vor, wenn ein anderes Pferd gewinnt, als sie gedacht haben. Schon aus der Geschichte des englischen Derbys ergibt sich, daß auch die Besitzer und bestinformierten Fachleute sich sehr oft zu ihrem eigenen Nachteil getäuscht haben. Im Jahre 1837 hatte man „Phospherus" zum Derby genannt. Wie sich aber herausstellte, hatte das Pferd so schlechte Beine, daß an ein ernstliches Training nicht gedacht werden konnte. Man wollte den Gaul nicht streichen, weil vielleicht Wetter enttäuscht worden wären, und der Jockei Edwards ritt acht Tage vor dem Rennen einige leichte Galopps, um einigermaßen in Form zu sein. Dadurch hatte man das Pferd so sehr geschont, daß es am Derbytag als hoffnungsloser Außenseiter den übertrainierten Favoriten Carvan nach verzweifeltem Endkampf besiegen konnte.

Etwa zehn Jahre später hatte ein Derbypferd namens Hermit kurz vor dem Rennen eine Blutfessel im Kopf gebrochen. Sein Besitzer Mr. Chaplin wollte das Pferd streichen, aber Lord Calthope riet, daß Pferd doch an den Start zu schicken. Die Odds standen 40 : 1. Trotzdem gelang es Hermit, seine Gegner zu schlagen. Man untersuchte die Angelegenheit, weil viel von Schiebung gesprochen wurde, und es stellte sich heraus, daß der Besitzer nicht ein einziges Pfund auf sein Pferd gesetzt hatte.

Das Fohlen als Favorit.

Trifft der Wetter mit seinem Tip den nachherigen Sieger richtig, dann ist natürlich alles einwandfrei zugegangen. Aber manchmal war es auch nur das blinde Glück. Einar von Blascovits — ein bekannter ungarischer Rennstallbesitzer weilte eines Abends bei einem Wiener Buchmacher. Telegraphisch erhielt er während dieser Zeit Nachricht, daß seine Stute Kinesem, die in 53 Rennen ungeschlagen blieb, ein Fohlen geworfen hatte. Man taufte das neugeborene Pferd sofort mit dem Namen Budagyöngye. Der glückliche Rennstallbesitzer fragte dann im Scherz den Buchmacher, wie er die eben geborene Stute für das Derby in drei Jahren lege. Der Buchmacher ging auf den Scherz ein und antwortete: „1000 : 1!" Elmer von Blascovits zog, ohne lange zu überlegen die Brieftasche und wettete ein paar hundert Kronen dagegen. 3½ Jahre später (es war im Sommer 1884) gewann die Stute tatsächlich das Deutsche Derby. Nicht nur, daß der Rennstallbesitzer die recht hohe Summe gewonnen hatte, die an sich für den ersten Sieger des Deutschen Derbys ausgesetzt ist, er hatte außerdem die größte Wette gewonnen, die in der Geschichte des deutschen und österreichischen Turfs gemacht worden ist. Der Buchmacher mußte für die eingesetzten paar hundert Kronen über eine halbe Million zurückzahlen!

Auf falschem Pferd.

Beim Turf herrscht der Brauch, daß der Stalljockei entscheiden darf, auf welchem von zwei gemeldeten Pferden er reiten will. Manchmal hat es dabei schwere Irrtümer gegeben. Als der Engländer Bullus noch Trainer bei einem Frankfurter Stall war, setzte er sich beim Deutschen Derby auf den seiner Meinung nach favorisierten Gaul und überließ das zweite Pferd dem Lehrling Otto Schmidt, der die Aufgabe hatte, den Favoriten zu führen. Die Sache kam aber anders. Die Führung dauerte zu lange. Als nämlich der kleine Lehrling erst einmal vorne war, ließ er in einem der größten Ritte, die jemals auf deutschen Flachbahnen gemacht worden sind, den Favoriten

hinter sich und holte sich als kleiner Lehrling das „Blaue Band". — Auch dem Jockei Varga ist beim Derby das gleiche Mißgeschick vor wenigen Jahren widerfahren, als er den Lehrling Pretzner auf den späteren Sieger steigen ließ.

Nicht immer ist es aber auch leicht, das Pferd zu identifizieren, und es hat auf ausländischen Bahnen schon manche Schiebung gegeben, indem man ein gutes Tier umtaufte und unter neuem Namen als angeblichen Außenseiter starten ließ. Deshalb ist jetzt in Frankreich beabsichtigt, durch Nasenabdrücke den Pferden einen regelrechten Paß auszustellen, ähnlich, wie es seit einiger Zeit bei Rassehunden üblich geworden ist.

Das Ende.

Reiter und auch Pferde enden beim Turf oft in den Sielen. Besonders tragisch ist das Ende des Seniors der rumänischen Trabrennfahrer im letzten Winter gewesen. In dem Augenblick, als er einen Sieger durchs Ziel steuerte, traf ihn im Sulky der Schlag. Die Rennleitung stand vor einer schweren Entscheidung. Die Bestimmungen schreiben nämlich vor, daß der Sieger nach dem Rennen zurückgezogen werden muß. Nach längeren Beratungen ging man in diesem Sonderfall nicht von den Bestimmungen ab. Man brachte den toten Fahrer nach seiner letzten Siegesfahrt blumengeschmückt in den Waageraum. — Seltsam ist der Lebensabend von „Man O'War", dem einst besten Rennpferd der USA. Es hat seinem Besitzer eine Unmenge Geld eingebracht und frißt nun seinen Gnadenhafer in einer Farm in Kentucky. Nur wenige Kilometer von dieser Farm entfernt wird das berühmteste Rennen der Vereinigten Staaten, das Kentucky-Derby, gelaufen. In jedem Jahr, wenn das berühmte Rennen zu Ende ist, pilgern die manchmal recht sentimentalen Amerikaner in ungeheuren Massen zu der Farm, auf der „Man O'War" seinen Lebensabend beschließt. Das Pferd schaut fröhlich aus seiner Stalltür auf die vielen Besucher. Im letzten Jahr sollen es über 50 000 Menschen gewesen sein, die sich das berühmte Pferd angesehen haben und dann nach einigen Minuten Verweilen wieder ins „busineß" zurückeilten.

San Sebastian.

Die Stadt der Bäder im Feuer!

Von Dr. Theodor Sapper.

Noch vor einigen Wochen war das verwüstete Irun, dessen Trümmer heute zum Himmel starren, eine friedliche und freundliche Stadt, in der die Badereisenden gern Station machten, wenn sie die beliebte Tour von Biarritz nach San Sebastian unternahmen. Das französische und das spanische Seebad liegen, obwohl die Grenze dazwischen verläuft, so nahe beisammen, daß man sie vom Granitgipfel des Haya-Gebirges bei Irun mit einem und demselben Blick umfaßt.

Drohend zogen Schatten des Todes herauf über der Stadt, die bisher nur gelächelt hat; die Stadt, an deren Liebreiz jeder zurückdenkt, der einmal an diesem besonnten Strande feinen Sandes, in der „Muschelbucht" gebadet hat.

Dort traf sich die vornehme Welt aus Biarritz und aus Madrid. Der König bezog seine Sommervilla, die Caseta Real, auf dem Korso lustwandelten zahlreiche Fremde. Rauschendes Leben entfaltete sich im Kasino, in den Theatern, im neuen, prächtigen Stierzirkus und allabendlich unter den prangenden Bäumen der Alameda, des glänzenden Boulevards.

In dieses Jahr fällt die siebzigste Wiederkehr des Tages, da San Sebastians einengende Mauern fielen und Raum geschaffen wurde für die Anlage der „Neustadt", an die man sich erinnern würde, wäre der Schrecken nicht größer als jedes Gedenken. San Sebastian ist die Hauptstadt der Basken. Mit der Sprache dieses Volkes haben sich berühmte Forscher beschäftigt. Wilhelm von Humboldt studierte sie so eifrig, daß noch heute spanische Philologen rühmend seiner gedenken. An ihrem Jahrhunderte alten Brauchtum halten die Basken fest.

Dieses Land der Basken wurde Kriegsschauplatz. Minen, Tanks, Granaten, Bomben, alle todbringenden Instrumente, die der Menschengeist ersann, fielen nieder auf seine Äcker, auf seine Häuser, auf seine Erde. Und San Sebastian, ist die Stadt, auf die alle Basken stolz sind; sie ist die ihre. Donostiya oder Iruchulo wird sie von ihnen genannt. San Sebastian ist ja ein viel jüngerer, christlich-spanischer Name. Aber auch der Name jenes christlichen Heiligen, der von unzähligen Pfeilen durchbahrt niedersank, mag seine Richtigkeit haben. Denn immer wieder blutete das Baskenland unter unsäglichen Qualen. Viermal im vorigen Jahrhundert wurde Fuenterrabia, das der Grenze nächstliegende befestigte Städtchen, umkämpft, erstürmt und zerschossen. San Sebastian ging in Flammen auf, als die Alliierten es Napoleon im Befreiungskrieg entrissen; alle Straßenzüge brannten lichterloh. Später litt es unter den grausamen Karlistenkriegen. Genau vor hundert Jahren, 1836, wurde um die Stadt erbittert gekämpft.

Aber wenn Friede ist, glühen dort die Täler in sonniger Pracht. Die Edelkastanie reift, gelb heben sich Maisfelder ab von einem blendenden Himmel. Im prangenden Schmuck der Obstbäume leuchtet des Basken geliebte Heimaterde. Später aber regnet, wie schon so oft, Vernichtung auf sie hernieder. Bomben und Granaten, Minen und Tanks zerfleischen die Landschaft.

Daran hat man kaum gedacht, als man sorglos und nur der Daseinsfreude hingegeben am Strand wandelte, im Badehaus „Ozeanperle" sich der Wasserfreude hingab, hernach auf den internationalen Sportplätzen Sensationen erlebte: Autorennen in der Rennbahn von Lasarte, Pferderennen im Hippodrom, Golf und Tennis und die seltenen baskischen Nationalsporte, das baskische Ballspiel, das biskische Kegelspiel, das Taubenschießen auf dem Gipfel des prachtvollen Aussichtsberges Ulia . . .

Vorbei! Wohl für längere Zeit bleiben die Hotels geschlossen, die Kasinos leer. Auf der Höhe des Sandsteinberges Urgull, der hoch die Stadt überragt, dräuen die Geschütze . . .



Lustige Ecke



Vereinfachtes Verfahren.

„Meine Frau hat morgen Geburtstag", erzählt Meier seinem Freund, „ich schenke ihr einen großen Geburtstagskuchen — und eine Glühlampe habe ich auch schon besorgt . . ."

„Wieso Glühlampe?"

„Es ist einfacher, weißt du. Ich lege sie auf den Kuchen. Die Lampe hat nämlich vierzig Kerzen!"

*



„Bist du denn ganz verrückt — fahr' doch vorsichtiger!"
„Sei nur ruhig! Wem gehört der Wagen — dir oder mir?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.